

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Dreiunddreißigstes Kapitel. In Saarbrücken

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Als der Zug sich lange nachher wieder in Bewegung setzte, gehörte Oberst Carlier nicht mehr zu seinen Insassen. Wirklich hatte er sich bei dem anwesenden Etappen-Commandanten für so unwohl ausgegeben, daß es ihm unmöglich sei, jetzt die Reise fortzusetzen, und bei seinem Range nahm man schon die Rücksicht, ihm dies ohne Weiteres zu glauben.

Dreihundertdritzigstes Kapitel.

In Saarbrücken.

Carl Bornemann und Frida hatten keine Ahnung von Dem, was ihrer Tante begegnet war, denn Frau Virginie hütete sich wohl, bei ihnen nur ein Wort darüber zu äußern. Auffallen aber mußte es den Geschwistern, ohne daß sie einen besonderen Grund dafür zu finden wußten, daß sie jetzt noch viel unruhiger und leidenschaftlicher in ihrem ganzen Wesen wie sonst war und noch mehr Zeit außer dem Hause zubachte. Auf dem Bahnhofe war sie indessen nicht mehr zu finden, und ihr Treiben blieb in ein gewisses Dunkel gehüllt.

Der Oberst hatte eine Privatwohnung in der Stadt bezogen, d. h. sich in ein Hôtel einlogirt; sein Diener und sein Gepäck waren natürlich ebenfalls zurückgeblieben. Er hatte sich dahin ausgesprochen, daß er in den nächsten Tagen schon die Reise nach jedem beliebigen Internirungsorte, den man ihm anweisen würde, fortzusetzen gedenke, und dem hierorts commandirenden Offiziere, auf dessen Verlangen, sein Versprechen — indessen ohne weitere Förmlichkeiten, weil man sein angebliches Unwohlsein berücksichtigte, — gegeben, Saarbrücken unter keinen Umständen zu verlassen, wenn er nicht zuvor um die Erlaubniß dazu nachgesucht und dieselbe erhalten hätte.

Man schickte ihm einen Arzt, und er klagte ihm sein Uebel in so glaubwürdiger Weise, daß sich derselbe auch täuschen ließ und berichtete, er sei wirklich nicht unbedenklich krank. Unter solchen Umständen dachte man nicht daran, ihn unter strenge Bewachung zu stellen oder mit der Zumuthung zu belästigen, daß er ein schriftliches Versprechen, sich der Gefangenschaft nicht entziehen zu wollen, ausstelle.

Er ging nicht aus, und es schien, daß er mit keinem Menschen Verkehr habe. Das Letztere war aber dennoch der Fall; sein Diener, ein gewitzter Mensch, vermittelte eine schriftliche Correspondenz mit Frau Virginie.

Man wird daraus entnehmen können, daß Oberst Carlier den Vorschlag, den er anfänglich für ganz unausführbar erklärte, doch in Erwägung gezogen hatte; er war sogar eifrig damit beschäftigt, die Ausführung auch in das Werk zu setzen.

Der erste Plan Frau Virginie's hatte bereits noch viel größere Dimensionen, unter denen er ihr wahrscheinlich auch von vornherein vorschwebte, angenommen. Wenn die Verhältnisse, unter denen sie sich in letzter Zeit befand, alte Erinnerungen und Wünsche, wie man sie auch bereits dem Obersten gegenüber aussprechen hörte, wieder wachgerufen hatten, die einen ungemeinen Reiz auf sie übten, so war sie von denselben gänzlich hingerissen worden, seitdem sie den Mann wiedergesunden, mit dem sie, ihrer Meinung nach, die Glanzzeit ihres Lebens gefeiert hatte, und als Dieser, den sich ihm plötzlich bietenden Vortheil wahrnehmend, nicht unterließ, sie in dem Glauben zu bestärken, jene Zeiten müßten wiederkehren; das machte sie, wenn wir so sagen sollen, schwindlig und drängte alle vernünftigen Erwägungen zurück, die eine Frau ihres Alters und Standes nie hätte außer Augen lassen sollen.

Der Oberst war viel jünger wie sie, eine leidenschaftliche Neigung für sie ihm um so weniger zuzutrauen, als er die ihrige schon einmal in nicht zu verkennender Absicht getäuscht hatte, und dennoch genügte dieses Wiedersehen unter einigermaßen romantischen Umständen und ein paar Redensarten, die geheucheltetes Gefühl ausdrückten, Frau Virginie vollständig zu bethören.

Das Bedenken Carlier's, nach Frankreich zurückzukehren, konnte sie leicht niederschlagen, indem sie ihm ihre schon oft be-

nigte Kasse anbot, und er war nicht blöder, wie sonst geworden, um davon Gebrauch zu machen; sie ließ indessen durchschimmern, daß sie daran auch eine Bedingung knüpfte, und er zögerte keinen Augenblick, dieselbe anzunehmen, sagte er sich doch recht wohl, daß zwischen Versprechen und Erfüllen noch ein weiter Raum liege.

Der Oberst sollte also die von ihm eingegangene Verpflichtung brechen und sich, wie man in der Kriegssprache sagt, ranzioniren, d. h. sich durch List und Gewalt der Kriegsgefangenschaft entziehen, um in sein Vaterland zurückzukehren, und Frau Virginie wollte ihm dazu nicht allein die Mittel liefern, sondern ihn auch begleiten, selbstverständlich in der Annahme, daß sein Dank dafür keine Grenzen kennen und er sie heirathen werde; er selbst hatte ja diese hochfliegende Idee in ihr, wo nicht erweckt, so doch bestärkt.

Warum sollte sich, ihrer Meinung nach, dies auch nicht durchführen lassen? — Jungfräuliche Scham konnte sie nicht mehr von einem so abenteuerlichen Schritte zurückhalten, den Bruch mit der Familie Bornemann wolte sie schon verschmerzen, und die Zinsen ihres eigenen Vermögens, die ihr der Schwager auszahlen mußte, reichten hin, um sich, wenn das Gehalt des Obersten noch dazukam, eine beinahe glanzvolle Existenz zu sichern, und was das Urtheil der Welt anbetraf, so pflegt es sich ja vor einer reichen und angesehenen Frau zu beugen.

Nachdem die Abmachungen zwischen dem Obersten und Frau Virginie soweit gediehen waren, handelte es sich nur noch um Zweierlei, nämlich einen Plan für die sichere Abreise zu entwerfen, und die Mittel zu beschaffen, die man wenigstens für die nächste Zeit in der Hand haben mußte.

In der letzteren Beziehung befand sich Frau Virginie gerade nicht in großer Verlegenheit, wenn sie nicht gar zu gewissenhaft sein wollte. Ihr Schwager Bornemann hatte, um die Bedürfnisse, die sich etwa über alle Vorausberechnung geltend machen könnten, zu befriedigen, Frida einen offenen Creditbrief mitgegeben, und das junge Mädchen, das durch die Pflege des Bruders gänzlich in Anspruch genommen war, denselben der Tante eingehändig, damit dieselbe Rechnung führe. Die Sicherheit des Hauses Bornemann und die Berechtigung Frau Virginie's, auf dasselbe Summen zu ziehen, waren nun schon so unumstößlich anerkannt,

daß sie ganz ungenirt zu Werke gehen durfte. Ein wirklicher Nachtheil konnte ihrem Schwager dabei nicht einmal erwachsen, denn er hielt ja ihr ganzes Vermögen in seiner Hand. Eine bedeutende, für sich genügende Summe zu erheben, wollte sie indessen bis auf den letzten Augenblick verschieben, um zu verhindern, daß der Banquier Zeit gewinne, deshalb noch einmal in Berlin anzufragen, was die Ausführung ihres Entschlusses mindestens verzögert haben könnte.

Einen kleinen Gewissensbiß verursachte es ihr nun allerdings, Frida in so brüskter Weise zu verlassen, denn das junge Mädchen war die einzige Person in der Bornemann'schen Familie, für die ihr Herz wirklich einige Anhänglichkeit und Zärtlichkeit fühlte, aber sie nahm sich vor, dies einmal wieder gutzumachen. Wie der sprüchwörtliche französische Leichtsinns dazu gehörte, die schon alternde Frau auf solche abenteuerliche Wege zu führen, so auch die ihrer Nation eigene überschwängliche Zuversicht, daß sie bald eine Rolle spielen werde, die ihr gestattete, Frida wieder zu versöhnen und reichlich für das Unrecht, das sie ihr jetzt anthat, zu entschädigen. Schon sah sie in ihren sie berauschenden Träumen Carlier als Marschall von Frankreich mindestens, das arme Deutschland, wie es verdiente, von der Waffenmacht der großen Nation gedemüthigt, und dann konnte es ja nicht fehlen, daß sie als Beschützerin Derer auftrat, die sie ihres Interesses für würdig hielt.

Der Diener des Obersten suchte inzwischen nach einer Gelegenheit, welche die Flucht ermöglichen sollte; er war in Alles eingeweiht worden. Man mußte entweder nach dem Großherzogthum Luxemburg zu entkommen suchen, von wo aus sich leicht der Weg in das nördliche Frankreich fortsetzen ließ, oder nach Süden, wo das Freischaarenwesen inmitten der von den Deutschen occupirten französischen Landestheile gerade jetzt in der besten Blüthe stand.

Werfen wir einen Blick auf die Ereignisse, die sich inzwischen in den östlichen Theilen Frankreichs, am Oberrhein, zugetragen hatten. Wir sprachen bereits früher von den Freischaaren, die hier in einer Art kleinen Krieges den deutschen Truppen möglichst viel Abbruch zu thun suchten, indem sie theils die Vortheile des Terrains, welche ihnen die Vogesen mit ihren Schluchten und

Wäldern gewährten, benutzten, heils sich auf die noch uneroberten kleinen Bergfestungen stützten; sie gaben sich dabei der Hoffnung hin, daß eine zu Lyon in der Neubildung begriffene Armee ihnen bald zu Hülfe kommen werde.

Für den Entsatz von Straßburg, den die republikanische Regierung durch diese Armee anfänglich im Auge gehabt hatte, war es nun zu spät geworden, aber sie behielt den Plan bei, dieselbe auf die Verbindungslinie der deutschen Armee mit deren Heimath zu werfen und, wo ihr nicht später den Rückzug gänzlich zu verlegen, doch alle Zufuhren und Verstärkungen möglichst abzuschneiden; diesem Zwecke vorzuarbeiten, ließ man sich auch die Vermehrung und Organisation der Freischaaaren eifrig angelegen sein.

Es hieß, daß diese Guerillaschaaren, zu denen sich auch Freiwillige aus anderen Ländern gemeldet hatten und einfanden, sei es nun aus bloßer Abenteuerlust oder aus Enthusiasmus für die republikanischen Ideen, unter den Befehl des alten Revolutionshelden Giuseppe Garibaldi gestellt werden sollten, dem man eine besondere Geschicklichkeit für diese Art von Kriegführung zutraute und dem sich, wie man wohl mit Recht erwartete, alle revolutionären Elemente der verschiedenen Nationen gern anschließen würden. In der That hatte Garibaldi der Regierung der französischen Republik seine guten Dienste angeboten, war aus seiner Einsamkeit auf der Insel Caprera aufgebrochen und mit einer großen Anzahl seiner früheren Offiziere und Anhänger auf französischem Boden erschienen.

Aus welchem Gesichtspunkte der greise Volksmann Italiens, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit wohl nicht anzuzweifeln ist, diesen Krieg ansah und welche Beweggründe seinen auffälligen Entschluß leiteten, dürfte wohl am einfachsten aus der Proclamation hervorgehen, mit der er von Dôle aus, im Departement Jura am Doubs, unterm 14. Oktober sein Commando antrat. Diese Ansprache lautete:

„Französische Republik, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Vogesenarmee. Tagesbefehl: Freiwillige, Franktireurs und Mobilgardien! Ich habe den Befehl über die Freicorps für die nationale Vertheidigung übernommen. Preußen weiß, daß es jetzt auch mit der bewaffneten Nation zu rechnen hat. Ich richte nicht viele Worte an Euch. Ihr erhaltet die Weisungen, die

Euch bei Euren Operationen gegen den Eindringling und geborenen Feind der Republik als Regel dienen sollen. Ich zähle auf Euch, Ihr könnt auch auf mich zählen."

In den ersten Tagen des Octobers, vor Garibaldi's Erscheinen, standen diese Freischaaren noch unter verschiedenen Führern und operirten auf eigene Hand; sie begannen sich dann in der Gegend von Besançon unter dem General Cambriel zu sammeln, waren über Besoul bis Epinal, der Hauptstadt des Vogesendepartements, vorgebrungen und bedrohten von hier aus das nur wenige Meilen nördlicher liegende Lunéville, sowie Nancy, welche Städte nur eine geringe Besatzung hatten.

Sobald das Werder'sche Corps durch die Capitulation von Straßburg frei geworden war, erhielt es den Auftrag, sich gegen diesen Feind zu wenden und ihn südwärts zurückzutreiben, die Vogesen zu säubern, Epinal, das als ein Herd dieses gefährlichen Treibens betrachtet wurde, zu besetzen und die Verbindung zwischen Metz und Nancy mit Deutschland zu sichern. In den ersten Tagen des Octobers brach das Corps von Straßburg auf und wandte sich zuerst westwärts in das Gebirge hinein; die badensische Division hatte die Avantgarde.

Der Weg führte über Molsheim und Marmont durch den Paß des 3000 Fuß hohen Mont Donon und war der steilen Aufgänge wegen, mit manchen Schwierigkeiten, besonders für Artillerie und Bagage, verknüpft; zum Theil hatte man ihn auch zu verrammeln gesucht, aber die badensische Cavallerie trieb die Bauern der Umgegend zusammen und zwang sie, die Barrikaden aufzuräumen.

Am 6. Morgens stieß die Avantgarde, Brigade von Degenfeld, bestehend aus sechs Bataillonen, zwei Escadrons und zwei Batterien, bei den auf dem westlichen Abhange der Vogesen gelegenen Dörfern Remy und Nonpatelize auf starke französische Abtheilungen in sehr festen Stellungen; dieselben sollen über zehntausend Mann mit zwei Batterien gezählt haben und bestanden aus Mobilgarden und Linientruppen unter General Dupré. Acht Stunden lang wurde hier gekämpft, die Franzosen dreimal zurückgeworfen und die genannten Dörfer wie das Gehölz von Zumelles mit dem Bajonnete erstürmt, was die Badenser über vierhundert Mann kostete. Der französische Verlust war aber

bedeutend größer, an Gefangenen allein über sechshundert Mann, und um vier Uhr Nachmittags befand sich der Feind in voller Flucht auf Rambovillers, wobei er eine Menge von Waffen fortwarf.

In den Städtchen Raon, Etape und Rambovillers verfolgten die Franzosen, dabei viele Franktireurs, am 9. und 10. noch einmal Stand zu halten, wurden aber nach heftigem Straßenkampfe, an welchem sich auch die Einwohner beteiligten, von Preußen und Badensern hinausgeworfen. Als man am 12. vor Epinal anlangte, einer an der Mosel gelegenen Stadt von 12000 Einwohnern, fand man sie von Franktireurs besetzt, die sich aber auf der Eisenbahn eilig davommachten, als einige Granaten in die Stadt geworfen wurden.

Drei Tage wurde in Epinal geruht, hier ein preussischer Präfect eingesetzt, und dann wandte sich das Corps des Generals von Werder (jetzt das 14.) südlich und trieb den Feind vor sich her gegen Vesfort und Dijon; auch Vesoul, die Hauptstadt des Departements Haute-Saone, wurde dann besetzt.

Im südlichen Elsaß waren bis dahin noch immer nicht genügende Truppenkräfte vorhanden gewesen, um die Widerpenflichkeit der Einwohner, die sich auch in dem Freischäärenreiben kundgab, zu unterdrücken; die Festungen Schlettstadt und Neubreisach, vor denen deutsche Truppen seit der Mitte des September standen, konnten nur beobachtet werden. Erst nach dem Eintreffen der vierten Reserve-Division General von Schmeling's, die aus preussischen Landwehren bestand, konnte in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober vor Schlettstadt die erste Parallele eröffnet werden; eine heftige Beschießung von da aus, durch welche auch mehrere Häuser der Stadt in Brand gesteckt wurden, hatte dann schon am 24. die Capitulation zur Folge, welche 120 Geschütze und 2400 Gefangene in preussische Hände brachte.

Wie sich nun erwies, herrschte unter der Garnison, die aus Mobilgarden bestand, die wildeste Unordnung und Indisziplin, so daß die Offiziere Schutz bei den preussischen Soldaten suchen mußten; jene waren größtentheils betrunken, zerbrachen ihre Waffen und sprengten sogar ein Pulvermagazin in die Luft, glücklicherweise ohne damit Schaden anzurichten. Am folgenden Tage hielt General von Schmeling seinen feierlichen Einzug, und

schon am 26. rückte der größte Theil der Truppen vor die Festung Neu-Breisach.

Am 5. Oktober hatte hier schon ein Ausfall gegen das bisherige schwache Belagerungscorps stattgefunden, ebenso nachdem die Festung seit dem 7. mit leichten Feldgeschützen beschossen worden war, wobei ein starker Brand entstand, am Morgen des 16.; bei letzterem war der Verlust auf deutscher Seite nicht unbedeutend gewesen. Neu-Breisach, das eine Besatzung von 5000 Mann und 100 Geschützen hatte, sollte sich aber noch bis zum 11. November halten, und wir werden später darauf zurückkommen.

Am 11. Oktober waren deutsche Truppen in Mühlhausen eingerückt und hatten daselbst eine ansehnliche Contribution zur Strafe dafür, daß Feindseligkeiten gegen kleinere Abtheilungen vorgekommen waren, erhoben; jene Truppen zogen aber bald wieder ab, da sie dort zu exponirt gewesen wären.

Am 14. bestanden zwei Compagnien des preussischen 25. Regiments, das bei Ensisheim cantonnirte, in der Nähe von Guebwiller in den Vogesen ein Gefecht mit Franktireurs, die nach der Festung Belfort ziehen wollten, und verhinderten sie daran.

Das Corps des Generals von Werder hatte sich also von Epinal gegen Süden gewandt, Besoul besetzt und rückte nun gegen Dijon und Besançon vor. Zwei Divisionen der Lyoner oder Ostarmee unter General Cambriel versuchten ihm bei dieser Gelegenheit den Uebergang über den Pignonfluß freitig zu machen. Am 22. Oktober traf der linke Flügel, bestehend aus der Brigade Degenfeld und Abtheilungen der Brigaden Prinz Wilhelm und von Keller (Badenser), sowie zwei Bataillonen des preussischen 30. Regiments, auf den Feind, der mehrere Dörfer besetzt hatte; die letzteren wurden bald mit Sturm genommen und die Franzosen in größter Eile über den Fluß gejagt.

General von Werder erhielt nun aus dem Hauptquartiere zu Versailles die Ordre, seinen Vormarsch nicht weiter fortzusetzen und nur Besoul besetzt zu halten, da man wohl vermuthete oder wußte, daß er eine unverhältnismäßig große Uebermacht vor sich habe. Am 26. und 27. fanden noch kleine Avantgardengefechte in der Nähe von Gray auf der Straße nach Dijon statt, bei denen besonders die Badenser theilhaftig waren. Durch die Recognoscirungen nach dieser Seite hin brachte man nun in

Erfahrung, daß die Stadt Dijon von den Franzosen verlassen worden sei, und General von Werder befahl daher dem Commandeur der badenischen Division, General von Beyer, diese Stadt mit seiner ersten und dritten Brigade zu besetzen, einige Tage festzuhalten und ansehnliche Contributionen zu erheben.

Die beiden Brigaden (Prinz Wilhelm und Keller) hatten bis Dijon noch einen Marsch von drei und fünf Meilen zu machen und brachen am 30. Morgens auf, erstere an der Tête. Gegen zehn Uhr stieß die Avantgarde auf den Feind, der die Dörfer, welche etwa eine Meile vor der Stadt lagen, besetzt hielt, und drängte ihn durch ihre Artillerie bald zurück; erst dicht vor der Stadt, bei dem Dorfe Saint-Apolinaire, setzte er sich wieder und vertheidigte sich hartnäckig in den Weingärten, obgleich das Dorf bald genommen war. Aber auch aus jenen wurde er durch die Infanterie verdrängt und gegen die nördlich von Dijon gelegene Vorstadt Saint-Nicolas getrieben, wobei die badenische Artillerie ihm vielen Schaden that. Nachdem die Infanterie mehrere vor der Stadt liegende Gehöfte und einen großen Park stürmend besetzt hatte, kamen die Franzosen aus der Stadt, wurden aber wieder zurückgeworfen und die von ihnen hartnäckig vertheidigte Zisterne der letzteren mit sechsunddreißig Geschützen beschossen.

Wie man später erfuhr, hatten die französischen Truppen am 28. wirklich Dijon verlassen, waren jedoch, auf Veranlassung des Maires und der Einwohner, in der Nacht zum 30. aus Beaune, Langres und Auxonne unter Befehl eines Obersten Fouconnet wieder eingerückt; ihrerseits kamen mehrere Linienbataillone in das Gefecht, sowie Mobilgarden und drei Bataillone Nationalgarde aus Dijon selbst; sie hatten auch die Absicht gehabt, die Stadt zu verschanzen, wurden aber durch die Badenenser überrascht. Oberst Fouconnet fiel schon bei Saint-Apolinaire.

„Die angegriffene Ostseite der Stadt,“ sagt der amtliche Bericht Generallieutenants von Beyer, — „hat als äußere Gürtel die beiden Vorstädte St. Nicolas und St. Pierre mit zahlreichen davor liegenden großen Gehöften. Eine durchweg steinerne Einfassung sämtlicher Höfe und Gärten, winkelige Straßen, die Reste der früheren Umwallung der Stadt mit nassem Graben nebst nur brückenartigen Zugängen in das Innere derselben, sowie ein Arm des Suzonbaches begünstigte hier eine Vertheidi-

gung außerordentlich. Diese starke Encinte bildete von 3 Uhr ab den Kampfplatz. Haus für Haus mußte genommen werden, selbst aus den mit der Neutralitätsflagge der Genfer Convention als Spitäler bezeichneten Gebäuden wurde geschossen.“

Da General von Beyer Befehl hatte, an die Einnahme der Stadt nicht zu große Opfer zu setzen, ließ er den Kampf um vier Uhr abbrechen und die Infanterie sich unter dem Schutze starken Artilleriefeuers bis an das Ostende des vorerwähnten großen Parkes zurückziehen, wobei in bester Ordnung alle Todte und Verwundete aus dem feindlichen Feuer mitgenommen wurden. Die Artillerie setzte die Beschießung der Stadt bis sieben Uhr Abends fort, um welche Zeit dieselbe an sieben Stellen brannte. Den ganzen Tag über hatte der Regen geströmt.

Am nächsten Morgen sollten Kanonade und Sturm von Neuem beginnen, aber schon in aller Frühe langte eine Deputation der städtischen Municipalität an, um in Capitulationsunterhandlungen mit dem General zu treten; dieselben führten auch zu einem Resultate, und am 31. Mittags zogen die deutschen Truppen in Dijon ein, das die französischen bereits in der Nacht verlassen hatten. Die Stadt mußte sich verpflichten, 20,000 Mann zu verpflegen und den verlangten bedeutenden Requisitionen an Armeebedürfnissen nachkommen.

Deutscherseits betrug der Verlust an 250 Mann, französischerseits an 500.

Die Einwohner der Stadt zeigten sich nun sehr entgegenkommend, und da mit sofortigem Bombardement gedroht worden war, kamen keine Widerseßlichkeiten vor.

In den nächsten Tagen wurden verschiedene Reconnoiscirungen gegen Süden unternommen; als dabei am 5. November zwei Infanteriecompagnien und ein Zug Dragoner das Städtchen Genlis besetzt hatten, wurden sie Abends aus den nahen Waldungen von Franktireurs überfallen, schlugen dieselben, sich schnell sammelnd, aber bald zurück.

Oberst Earlier konnte sich über alle Verhältnisse erst in Saarbrücken einigermaßen unterrichten und entschloß sich danach, seine Flucht zu bewerkstelligen. Wenn er auch hoffen durfte, im Luxemburgischen und Belgischen gute Aufnahme und Unterstützung zu finden, um von da aus in eine der größeren Städte Nord-

Frankreichs sicher zu gelangen, so wollte er doch nicht wagen, eine so lange Strecke bis dahin durch preussisches Gebiet zurückzulegen; schlug er dagegen die Richtung nach Süden ein, so hatte er, um durch die deutschen Truppenstellungen bis nach Besangon oder Lyon zu gelangen, allerdings einen weiten und gefährlichen Weg zu machen, — er kannte noch nicht einmal die letzten Erfolge des Werder'schen Corps, — aber er durfte dabei doch eher auf die Hilfe seiner Landsleute rechnen und glaubte übrigens, bei der Ostmee von Lyon, wo er mehrere gute Bekannte in höheren Befehlshaberstellen wußte oder vermuthete, eine seinen persönlichen Interessen am meisten entsprechende Verwendung zu finden. Daß auch seine Begleiterin auf diesem letzteren Wege mehr Anstrengungen und Gefahren ausgesetzt sein könnte, machte ihm weiter keine Sorge, hatte er doch schon überlegt, ob er sich der Unterstützung, die sie ihm bot, nicht versichern könne, ohne ihre Person mit in den Kauf zu nehmen, aber sich bald überzeugt, daß Frau Virginie davon durchaus Nichts wissen wolle.

Um das Versprechen, das er dem preussischen Offizier gegeben hatte, kümmerte er sich auch nicht, hatte er doch immer dem Grundsatz gehuldigt, daß der Zweck die Mittel heilige.

Man pflegt zu sagen, daß sich durch Geld und gute Worte Alles erreichen lasse, und in diesem Falle bestätigte sich dies wenigstens. Der Diener des Obersten, der bei seinem Verkehre in der Stadt gar nicht behindert war, wußte ein Fuhrwerk ausfindig zu machen, dessen Besitzer sich einem guten Geschäfte nicht abgeneigt zeigte, bei dem er ein oder alle beide Augen zudrücken mußte; Frau Virginie unternahm die weiteren Unterhandlungen und gab an, sie sei in der Gegend von Nancy zu Hause, habe noch vor Ausbruch des Krieges eine Badereise mit ihrem kranken Manne und einem Diener nach Deutschland gemacht und wolle sich nun beellen, zurückzukehren; diese bloße Angabe, die wenigstens einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte, genügte Jenem, sich aller Verantwortung zu entheben.

Daß der Oberst für sich und seinen Diener Civilkleider anschaffte, konnte nicht weiter auffallen, da es den gefangenen Offizieren überall gestattet wurde, die Uniform abzulegen.

Als Alles vorbereitet war, begab sich Frau Virginie —

es war schon in den Abendstunden — zu ihrem Banquier und forderte unter Vorlegung des Creditbriefes ihres Schwagers, auf den sie bereits kleinere Summen gezogen hatte, dieses Mal eine recht ansehnliche, indem sie kurz angab, sie wolle schon am andern Tage mit ihren Geschwisterkindern die Heimreise antreten und habe im Auftrage Herrn Bornemanns unterwegs noch geschäftliche Verbindlichkeiten desselben zu erfüllen. Der Banquier stuzte allerdings ein wenig über die hohe Summe, aber das sichere Auftreten der ihm persönlich bekannten Dame und die unumschränkte Vollmacht des Hauses Bornemann konnten weiter keinem Bedenken Platz lassen; Frau Virginie erhielt, was sie verlangte, in Gold ausgezahlt.

Man braucht nicht zu glauben, daß ihr bei diesen Operationen das Herz in besonderer Unruhe geklopft hätte, im Gegentheil fand sie das Abenteuerliche, das sie so lange entbehrt hatte, ganz reizend und sah der Zukunft mit größter Zuversicht in das Auge; sie war auch überzeugt, daß sie sich in ihrem vollen Rechte befinde, denn war sie nicht persönlich unabhängig und nahm sie von ihrem Schwager mehr als einen Vorschuß auf ihr eigenes Vermögen?

Das Rendezvous war an einem Orte dicht vor der Stadt bestimmt worden, weil die Abreise des Obersten in einem Wagen aus dem Hôtel doch Aufsehen erregen mußte; einen Koffer mit seinen nothwendigsten Effekten hatte sein Diener unbemerkt fortzuschaffen gewußt, und als er selbst in der Dunkelstunde ausging, achtete Niemand darauf; den Rest seiner Sachen ließ er, nebst einer für die Tilgung der Rechnung ungefähr hinreichende Geldsumme und einer schriftlichen Anweisung, ihm jene bis zu gelegener Zeit aufbewahren zu wollen, zurück.

Alles ging ganz nach Verabredung und Wunsch von statten, der Wagen, von dem Besitzer selbst gefahren, war zur bestimmten Stunde da; es war für Betten und Decken gesorgt worden, in die der Oberst, der sogar seinen stattlichen Knebelbart geopfert hatte, als Kranker eingepackt wurde, Frau Virginie nahm als zärtlich besorgte Gattin an seiner Seite Platz, der Diener auf dem Boocke, und rasch ging es auf dem Wege nach Nancy in die Nacht hinaus. Einen ordentlichen Paß besaßen die Flüchtlinge allerdings nicht, aber Frau Virginie hatte doch einige Papiere

bei sich, die ihre Person legitimiren konnten, und es ließ sich hoffen, daß ihnen etwa begegnende Patrouillen oder die Behörden in den Ortschaften, die man passiren mußte, auf den schwerkranken Mann freundliche Rücksicht nehmen würden.

Eine Art von Entschuldigung bei Frida hatte die Dame übrigens doch für angemessen gehalten und in ihrem gemeinschaftlichen Zimmer einen Brief zurückgelassen, in welchem sie in der mysteriösesten Weise von einer ihr durch bringende Umstände gebotenen Reise sprach, ihre Eigenmächtigkeit in Betreff der Beschaffung der dazu nöthigen Mittel zu rechtfertigen suchte und die bestimmte Hoffnung ausdrückte, sich später einmal in jeder Beziehung glänzend für den Schreck, den sie jetzt wohl ihrer Nichte bereitete, zu revanchiren; sie hatte sogar versucht, recht sentimental zu werden, und schloß mit der Versicherung, sie liebe Frida wie ihre Tochter und werde nicht aufhören, deren Glück im Auge zu behalten und dafür zu wirken, sobald ihr die Verhältnisse dies wieder gestatteten.

Diesen Brief sollte Frida erst am anderen Morgen finden, denn ihre Tante hatte ihn so versteckt, daß er nicht sogleich in die Augen fallen konnte, wenn das junge Mädchen Abends aus dem Krankenzimmer in das ihrige kam.

Natürlich war es ihr unbegreiflich, daß Frau Virginie an diesem Abende so spät ausblieb, und sie beunruhigte sich deshalb nicht wenig; aber Zene hatte ja ihre Launen, und Frida hielt sich nicht für berechtigt, sich der älteren Frau gegenüber zur Richterin eines Benehmens, das sie zuweilen sehr unpassend fand, aufzuwerfen.

Nachdem sie lange gewartet hatte, legte sie sich zu Bett, übrigens sehr indignirt und dieses Mal doch fest entschlossen, die Tante am nächsten Tage um mehr Rücksichtnahme auf sie selbst ernstlich zu ersuchen. Wie konnte es ihr nur in den Sinn kommen, die Wahrheit zu argwöhnen?

Frida hatte gemeint, ihre Tante werde noch spät in der Nacht zurückkehren, und war darüber endlich eingeschlafen; als Zene bei ihrem Wiedererwachen am Morgen immer noch fehlte, mußte sie doch besorgt werden, es sei ihr ein freilich gar nicht denkbares Unglück zugestoßen. Auf einmal fiel ihr ein, Frau Virginie, die sich ja bisher theilnahmlos genug gezeigt und oft

geklagt hatte, daß sie sich hier so gelangweilt fühle, könne, um alle etwaigen Einsprachen zu vermeiden, ohne Abschied abgereist sein, sei es nun zurück nach Berlin oder, was weniger unglaublich erschien, zu irgend einer Vergnügungstour in die nächste Umgegend. Nun entdeckte sie auch erst, was diese Vermuthung zu bestätigen schien, daß ein Theil der Effekten ihrer Tante fehlte, und fand bei weiterem Nachsuchen auch den Brief, dessen Inhalt sie eine Weile lang geradezu erstarrte. Wie wenig ihr auch der wahre Thatbestand daraus klar werden konnte, begriff sie doch, daß Frau Virginie auf längere Zeit Abschied genommen habe, und die Benutzung des Creditbrieses ihres Vaters ließ auf sehr weitgehende und große Pläne der Tante schließen.

Anfänglich wollte Frida, die sich gar keinen Rath zu erholen mußte, mit dem Briefe sogleich zu ihrem Bruder eilen, aber sie sagte sich doch, daß die Sache denselben sehr aufregen müsse, wenigstens dürfe sie ihn nur sehr langsam darauf vorbereiten; um aber doch vielleicht irgend einen Anhalt über den räthselhaften Entschluß der Tante und dessen Ausführung zu gewinnen, zumal sie genöthigt war, davon ihren Eltern Mittheilung zu machen, entschloß sie sich, nach langer Ueberlegung, den alten Franke, soweit es unumgänglich nothwendig erschien, in ihr Vertrauen zu ziehen und zu ersuchen, daß er vorsichtige Erkundigungen anstelle.

Auch der alte Mann war wie aus den Wolken gefallen; er liebte die Dame durchaus nicht und hatte ihr nie etwas Gutes zugetraut, hier fanden aber alle seine mißtrauischen Vermuthungen keinen Boden; er war indessen sogleich bereit, Frida's Wünsche nachzukommen.

Umsonst erkundigte er sich auf dem Bahnhofe, ob eine Dame, wie er sie beschrieb, mit einem Zuge abgefahren sei, — viel Damen reisten ja in dieser Zeit nicht. Man entsann sich übrigens auch der Französin, die sich dort immer so viel mit ihren gefangenen Landsleuten zu schaffen gemacht hatte, und einer der unteren Beamten erzählte, daß sie vor einigen Tagen einen höheren Offizier sehr vertraulich begrüßt und sich lange mit ihm unterhalten habe, denselben, wenn er nicht irre, der dann als Kranker hier zurückgeblieben sei.

Franke brauchte sich nicht erst nach dem Hôtel zu begeben,

um sich mit aller Vorsicht nach diesem Offizier zu erkundigen, denn unterwegs kam ihm zufällig die Nachricht zu Ohren, daß dieser Herr, dessen Namen er auch erfuhr, mit Zurücklassung seiner Sachen, sich am vergangenen Abend auf noch unerklärte Weise der Gefangenschaft entzogen habe; der Fall, der übrigens nicht zum ersten Male vorkam, erregte kein geringes Aufsehn.

Der Alte konnte nun kaum noch im Zweifel über das Geschehene sein und stellte auch seine Nachforschungen ein, aber er wagte den ihm zur Gewißheit gewordenen Verdacht doch nicht vor Frida offen auszusprechen, sondern überließ es ihr, aus seinen Mittheilungen dieselben Schlüsse wie er zu ziehen. Dies mußte wohl auch der Fall sein, denn sie wurde dabei bald blaß, halb roth und sagte ihm weiter Nichts, als daß er helfen möge, das Gerücht zu verbreiten, Frau Virginie sei, Familienverhältnisse wegen, gestern Abend schleunigst nach Berlin zurückgereist.

Carl Bornemann vermizte seine Tante gerade nicht; sie hatte sich ja ohnehin selten bei ihm sehen gelassen, und ihre Theilnahmslosigkeit hatte auch ihn mit Kälte für sie erfüllt. Aber es konnte ihm doch nicht entgehen, daß Frida an diesem Tage eine besondere Aufregung zeigte, und als er deshalb mit Fragen in sie drang, gestand sie, daß die Tante, des bisherigen Lebens in Saarbrücken überdrüssig, plötzlich von ihr Abschied genommen und nach Berlin zurückgereist sei; aus dem schon angegebenen Grunde konnte sie sich nicht entschließen, die ganze Wahrheit auszusprechen.

Carl war nun sehr ungehalten über das Benehmen Frau Virginie's, aber suchte seine Empfindlichkeit doch zu unterdrücken, schon Frida's halber, und wollte von Jener Garnichts mehr hören. Auch der Lieutenant von Hellborff war verwundert über diese plötzliche Abreise, erlaubte sich aber natürlich kein lautes Urtheil darüber.

So blieb Frida denn nichts Anderes übrig, als ihre Unruhe allein zu tragen; sie fürchtete ganz besonders, daß die Militairbehörden, welche doch unzweifelhaft der Flucht des Obersten nachforschten, auf denselben Verdacht, den sie und Franke hegten, gerathen und ihr selbst noch durch Nachfragen Unannehmlichkeiten bereiten könnten; dies geschah aber glücklicherweise nicht. Der französische Flüchtling wurde wohl auch bald vergessen; bei der

Utzahl der gefangenen Offiziere kam es in der That auf Einen mehr oder weniger nicht viel an.

Sehr peinlich war es dem jungen Mädchen, das Vorgefallene ihrem Vater brieflich zu berichten und auch jenen Verdacht wenigstens anzudeuten. Wir sprechen nicht weiter davon, wie Herr Bornemann diese höchst überraschende Nachricht aufnahm, denn man kann darüber nicht im Zweifel sein; jedenfalls hielt er es für das Beste, das schmachvolle Benehmen seiner Schwägerin möglichst zu verheimlichen, selbst seiner Familie gegenüber, und stattete selbstverständlich Frida sofort wieder mit den Geldmitteln, deren sie bedurfte, aus.

Dieser Vorfall, der auf Frida Bornemann einen so tiefen Eindruck machte, hatte sie von den Gedanken und Empfindungen, denen sie sich während einer Weile überlassen, wieder abgezogen, und von einer fast ängstlichen Scheu vor aller Welt erfüllt, der sie Rede über den Verbleib ihrer Tante stehen zu müssen fürchtete, war sie auch gegen Max von Hellborn wieder zurückhaltender geworden.

Er konnte sich dieses Wesen des jungen Mädchens natürlich nicht erklären, und mußte den Grund dafür in den rein persönlichen Beziehungen suchen, wo er ihn allerdings auch nicht zu finden vermochte. Die innige Bekanntschaft, — wir dürfen wohl sagen: Freundschaft, — die er jetzt mit Carl Bornemann geschlossen, begünstigte doch auch seine Annäherung an Frida, die er immer in den achtungsvollsten Formen gehalten hatte, Carl schien die letztere sogar gern zu sehen; warum zog sie selbst, wie es schien, sich jetzt mehr vor ihm zurück wie früher?

Diese Frage, die ihn ordentlich schmerzlich berührte, führte ihn dahin, ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen, wie er sein Verhältniß zu Frida eigentlich auffassen solle. Dachte auch sie schon vielleicht daran und fand es bedenklich, daß er sich nicht klarer darüber ausdrückte? — sie hatte am Ende ein Recht dazu, denn er war schon längst über den Ton der leichten Galanterie hinausgegangen, hatte denselben eigentlich von Anfang an garnicht angeschlagen, was auf Rechnung seiner damaligen trüben Gemüthsstimmung kam.

Er kannte sie jetzt schon so lange, daß er im Stande gewesen war, sich ein richtiges Urtheil über ihren Charakter und

Wesen zu bilden, — ihre äußere Erscheinung hatte ja die erste Anziehungskraft auf ihn geübt, — und dieses Urtheil konnte in jeder Beziehung nur günstig ausfallen. Mit welcher von seinen früheren weiblichen Bekanntschaften er sie auch in Vergleich stellen wollte, so überragte sie dieselben bei Weitem in allen den Eigenschaften des Geistes und Herzens, die bei einer nicht ganz leichtfertigen Beurtheilung nur in das Gewicht fallen können; Eugenie de Montronge war offenbar schöner gewesen, aber von diesem verführerischen Bilde wandte er sich jetzt mit einem Verdrusse ab, der von einer Art Selbstwurmwurf erzeugt wurde. Das zweifelhafte Dunkel, das diese letztere Gestalt umgab, erschien ihm vor dem reinen Lichtbilde Frida Bornemann's, auf dem er auch nicht den kleinsten Schatten zu entdecken vermocht hatte, noch tiefer.

Die Gefühle, die er für Frida hegte, entsprangen aus einer so achtungsvollen Bewunderung, daß er sich schon über den Versuch, solche Vergleiche anzustellen, ärgerte und schämte, und wenn der Verstand solchergestalt zu ihren Gunsten sprach, so fühlte er, daß sein Herz schon längst damit übereinstimmte.

Was nun die äußeren Verhältnisse des jungen Mädchens anbetraf, so lag darin wahrlich kein Grund, den hoffnungsvollen Träumen, die ihn ganz wunderbar, wie er meinte, überraschten, aus dem Wege zu gehen. Es fiel ihm nicht ein, zu rechnen, wie es Herr von der Hagen gethan hatte; er hielt Frida um so mehr sich für vollkommen ebenbürtig, als ihr Bruder dieselbe Lebensstellung wie er bekleidete, und — wenn er in seinen Plänen ein wenig weiterging, — von Seiten seines Vaters, des alten biedereren Soldaten, des wahren Edelmannes ohne übertriebene Standesvorurtheile, hatte er gewiß keine Einsprache gegen eine so gerechtfertigte Herzenswahl zu befürchten.

Max von Helldorff erschrak beinahe darüber, daß er schon so weit gedacht hatte; er lächelte nachher auch nicht dazu, sondern ließ den Kopf ein wenig sinken; es fiel ihm ja nun auch zum ersten Male ein, daß er Frida für alle diese Schätze, die sie in und um sich vereinigte, kein Aequivalent zu bieten vermöge; er hatte allerdings einmal geglaubt, mit seinem inneren Wesen Anhang bei dem ihrigen gefunden zu haben, aber in den letzten Tagen war er darüber doch wieder zweifelhaft geworden, und

dann bildete er sich auf seine äußeren Eigenschaften auch nicht so viel ein, um gewiß zu sein, daß er damit bestehen könne, auch war er eigentlich nur ein armer Offizier mit zweifelhaften Aussichten und sie, so viel er wenigstens beurtheilen konnte, eine reiche Erbin. Der letztere Umstand ist ein eiglicher Punkt für das wahre männliche Ehrgefühl, obgleich die meisten Männer sich darüber sehr gut hinfortzusetzen verstehen.

Aus Alledem kam Max zu dem Entschlusse, die voraussichtlich nur noch kurze Zeit seines Verweilens an diesem Orte mit mehr Entschiedenheit wie bisher zu benutzen und sich zu diesem Behufe auch der Unterstützung Carl Bornemann's zu versichern, der ihm vielleicht Aufklärungen darüber geben konnte, welche Hoffnungen er hegen dürfe. Wie schwer wurde es ihm aber, in Worte zu bringen, was Jener, wie er selbst ahnte, wohl schon längst errathen hatte!

Die Nachricht, daß die erste Armee, nach erfolgter Capitulation von Metz, nach einem neuen Schauplatze des Krieges aufgebrochen sei, traf gerade um diese Zeit ein und mahnte Max von Hellborn, der schon unzufrieden darüber gewesen war, daß er dem endlichen Triumphe seiner Kameraden nicht beigewohnt hatte, sich ihnen wieder anzuschließen; er fühlte sich wieder kräftig genug dazu, und der Arzt machte nun auch keine Einwendungen mehr.

Gleichzeitig war auch die Verfügung getroffen worden, daß Carl Bornemann sich nach seiner Heimath begeben könne, und er säumte nicht, seine Abreise vorzubereiten. Als die beiden jungen Männer sich gegenseitig diese Mittheilungen machten, war auch Frida zugegen, und anstatt ihre Freude über die nun bestehende Heimkehr, von der sie doch so oft gesprochen hatte, zu äußern, nahm sie den ersten besten Vorwand, sich zu entfernen.

Carl konnte ein leichtes Lächeln darüber nicht unterdrücken, Max blickte finster vor sich hin, denn er hatte erwartet, daß das junge Mädchen doch in irgend einer Weise Bedauern über die so bald bevorstehende Trennung ausdrücken werde.

„Unsere Wege führen jetzt so weit auseinander,“ sagte er in

einem Tone, dem sich die schmerzliche Bewegung anhören ließ, — „daß wir wohl kaum hoffen dürfen, uns jemals wiederzusehen.“

„Warum eine so trübe Voraussetzung?“ entgegnete Carl Bornemann, ihm in herzlicher Weise die Hand reichend; — „Sie kehren aus diesem Feldzuge, der doch einmal ein Ende nehmen muß, jedenfalls über Berlin zurück, und wäre Dem auch nicht so, so kann es Ihnen nicht schwer fallen, dahin Urlaub zu erhalten, sobald Sie wieder in Ihrer Garnison angekommen sind, und von meiner Seite wird es dann hoffentlich doch keiner förmlichen Einladung bedürfen, um den treuen Kameraden, der hier ein so hartes Schicksal mit mir theilte, wieder begrüßen zu können?“

„Ich danke Ihnen für diese freundschaftliche Aufforderung, aber es liegt noch viel zwischen ihr und der Erfüllung von meiner Seite, zu der Sie den guten Willen nicht bezweifeln werden. Es wird Manchem nicht vergönt sein, die Heimath, nach der er sich jetzt schon sehnt, wiederzusehen! — Aber lassen wir Das! ich lese in Ihren Augen schon die vorwurfsvolle Verwunderung darüber, daß ein flotter Husar sich solch' düsteren Träumen hingeben könnte. Ja, so Gott will, werden wir uns wiedersehen und den Freundschaftsbund, der sich hier zwischen uns geknüpft hat, durch einen neuen herzlichen Händedruck besiegeln. Aber werde ich dann auch sicher sein, allen Mitgliedern Ihrer werthen Familie ebenso willkommen zu sein wie Ihnen selbst, lieber Kamerad?“

Carl konnte sein Erstaunen über diese in so ernstem Tone an ihn gerichtete Frage nicht verbergen. Er hatte Mar gelegentlich schon von dem innigen Verhältnisse, das zwischen allen Familiengliedern — leider nur Frau Virginie ausgenommen, — herrschte, erzählt, von der Liebe, die sie ihm selbst zutrug und für die ja Frida's Hierherkunft den sprechendsten Beweis ablegte, und er konnte nun nicht begreifen, wie Jener als sein Freund sich nicht eines Entgegenkommens voll Interesse und aufrichtiger Zuneigung versichert halten wollte; er wiederholte dies jetzt fast ein wenig unwillig.

„Sie haben mich nicht richtig verstanden,“ erwiderte ihm der Premierlieutenant, mit sichtlicher Verlegenheit kämpfend; — „ich halte mich auch eines freundlichen Empfanges von Ihrer

Aller Seite für gewiß, aber ich habe bereits gewagt, mich in eine noch höhere Berechtigung auf Ihre Freundschaft hineinzu träumen, und wenn es mir nicht möglich ist, dieselbe zu erlangen, wie mir soeben, als Ihr Fräulein Schwester uns so schnell und kurz verließ, eine bange Befürchtung zuflüsterte, so dürfte es am besten sein, auf ein Wiedersehen zu verzichten, das nach einer Seite hin wenigstens mehr peinliche als glückliche Erinnerungen erwecken könnte."

"Ihre Ausdrücke lassen mir keinen Zweifel mehr daran, daß Sie mir Ihr volles Vertrauen zu schenken beabsichtigen," sagte Carl Bornemann mit einem leichten, ermuthigenden Lächeln, „und ich glaube Sie im Voraus versichern zu dürfen, daß mich dasselbe sehr glücklich machen wird; freilich habe ich nicht die Vollmacht, ihm in entscheidender Weise zu entsprechen, bin aber, aufrichtig gestanden, ganz anderer Meinung wie Sie in Betreff der von Ihnen erwähnten Befürchtung."

"Sie haben mit Ihrer Schwester schon in vertraulicher Weise über mich gesprochen?" rief Max von Hellsdorff in hell aufleuchtender Freude.

"O Sie beurtheilen den selbstständigen Charakter Frida's nicht richtig, wenn Sie glauben, daß sie, trotz aller schwesterlichen Liebe, meinen Rath für eine wichtige Herzensentscheidung in Anspruch genommen hätte; wenn ich mich selbst aber nicht sehr täuschen sollte, so hat sie eine solche bereits getroffen und sich daran genügen lassen, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich keine Einwendung dagegen machen würde."

"Und Sie erwarten eine solche auch von anderer Seite nicht? — Sie besorgen nicht, daß Ihre Familie an dem geringen Gute und den zweifelhaften Aussichten eines armen Offiziers Anstoß nehmen könnte, die er neben einem treuergebenen Herzen allein zu bieten hat, um das Glück eines so edlen, schönen und mit den höchsten Berechtigungen für die Zukunft ausgestatteten Wesens wie Ihre Schwester zu begründen?"

"Mein Freund, ich weiß, daß Niemand von uns der freien Herzenswahl Frida's ein Hinderniß entgegenzusetzen versuchen wird, besonders wenn dieselbe einen Mann getroffen haben sollte, für dessen Werth ich so freudig bereit bin, mich zu verbürgen; aber, wie schon gesagt, müssen Sie sich die Antwort bei ihr selbst

holen; das Geheimniß, das sie in ihrer Brust trägt, ist ihr zweifellos so heilig, daß es sich nur Dem erschließen würde, der es hineinzulegen verstand.“

Die beiden jungen Männer umarmten sich in tiefer Rührung und schlossen in der sicheren Voraussicht, daß der Erfüllung ihrer so gut übereinstimmenden Wünsche sich auch nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen würde, den Bruderbund.

Max nahm keinen Anstand, sich über seine Verhältnisse ganz offen auszusprechen; daß er auch nicht einen Moment lang daran dachte, eine sogenannte gute Partie zu machen, sondern ganz den reinsten Empfindungen des Herzens folgte, ging auf die überzeugendste Weise aus seinen Auslassungen hervor, und dieselben fanden um so mehr Sympathien bei Carl Bornemann, als derselbe, wie er jetzt ihm auch nicht verhehlte, Wünsche in sich trug, die unter ähnlichen Verhältnissen mit Sehnsucht ihrer Erfüllung entgegensehen.

Carl zweifelte wirklich nicht daran, daß Frida dem Antrage des Premierlieutenants unbedingt Gehör geben würde, denn das große Interesse, das sie an demselben nahm, war ihm ja schon seit längerer Zeit nicht verborgen geblieben und Herrn von der Hagen's hatte sie nie mit einem Worte bei ihm erwähnt; er hielt sich also für überzeugt, daß sie ganz frei über ihr Herz und ihre Hand verfügen könne.

Auf Maxen's Bitte übernahm er es, noch an demselben Tage deshalb eine ganz offene Frage an sie zu richten und sie von den Eröffnungen, die ihm derselbe gemacht hatte, in Kenntniß zu setzen; eine weitere Aussprache blieb dann den Beiden selbst vorbehalten.

Obgleich noch nicht von aller Unruhe frei, befand sich Max doch eigentlich in einer sehr glücklichen Stimmung, und selbst die Vorbereitungen, die er für seine Abreise treffen mußte, vermochten dieselbe nicht zu stören. Wenn die glückliche Zukunft, die sich ihm eröffnen zu wollen schien, auch noch in weitere Ferne hinausgerückt war, denn vor Beendigung dieses Krieges konnte er vernünftiger Weise nicht daran denken, sich zu verheirathen oder auch nur öffentlich zu verloben, wozu ja überdies die Zustimmung von Frida's Eltern und seinem Vater gehörte, so verjöhnte ihn der hohe Preis, den er sich bereits errungen zu haben

glaubte, doch schon mit den Kämpfen, die er bis an dieses endliche Ziel zu bestehen haben würde, und hatte ihm die Energie und den frischen, frohen Muth wiedergegeben, die nach seiner Verwundung eine Weile so tief niedergedrückt waren; die Bekanntschaft mit Frida Bornemann war es ja hauptsächlich gewesen, die ihn wieder zu neuer Hoffnung erhob, und sollte sie nun wie ein bloßer flüchtiger Traum an ihm vorüber gegangen sein, so hätte die Gefahr eines Rückfalles allerdings nahe gelegen.

Es konnte nicht in seiner Absicht liegen, die Unterredung, welche Carl Bornemann mit der Schwester in seinem Interesse zu haben gedachte, zu übereilen oder vor der Zeit zu stören; da ihm die Zeit, bis er den gehofften Bescheid erwarten durfte, aber unendlich lang wurde, beschloß er, um seine Ungebuld einigermassen zu zerstreuen, noch einen Spaziergang zu machen.

Er hatte keine Bekannte in der Stadt und sein Ausgang daher eigentlich kein bestimmtes Ziel; ein zufälliger Gedanke lenkte seine Schritte über die Saarbrücke nach dem Bahnhofe von St. Johann, wo sich, bei dem jezigen unaufhörlichen Verkehre, am ehesten noch wechselnde Bilder erwarten ließen, die, wenigstens vorübergehend, seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermöchten; er konnte sich dabei auch gleich nach der besten Gelegenheit erkundigen, nach Metz zu gelangen; länger als bis zum nächsten Abende ließ sich seine von der Pflicht gebotene Abreise nicht gut verschieben.

Gerade, als er auf dem Bahnhofe anlangte, war ein von Mainz kommender Zug eingetroffen, der fast ausnahmslos Soldaten oder doch der Armee attachirte Personen mitgebracht hatte, und es gab hier nun ein ziemlich buntes Gewühl. Einige Miethswagen, die bereit gestanden, wurden schnell in Anspruch genommen, und Maxens Blicke hatten sich besonders dem einen derselben zugewandt, den gerade ein elegant gekleideter Herr, nachdem er sein recht ansehnliches Gepäck darauf untergebracht, zu besteigen im Begriffe war, als der Letztere ihm sein Gesicht zuwandte und Beide gleichzeitig einen Ruf der Ueberraschung ausstießen.

„Bist Du's wirklich, Vetter Hellborff?“

„Sagen, Du hier?“

Der Legationssecretair zog den Fuß vom Wagentritte wieder

zurück und eilte in sichtlich freudiger Ueberraschung, mit ausgebreiteten Armen auf den Husarenoffizier zu, dem diese Begegnung allerdings nicht gerade unangenehm zu sein, der sie aber doch nicht mit so überschwänglichem Entzücken aufzunehmen schien. Es ist begreiflich, daß ein unerwartetes Zusammentreffen älter Bekannter, sogar Verwandter, unter Umständen, wie sie hier vorlagen, im ersten Momente angenehme Empfindungen wachrufen mußte, aber Max erinnerte sich auch sogleich an Zweierlei, was der Freude des Wiedersehens einigen Eintrag that, nämlich, daß er der Persönlichkeit des Veters von der Hagen, mit dem er nicht so häufig und vertraulich wie sein Bruder Fritz zusammenzukommen Gelegenheit gefunden, nie ein rechtes Wohlgefallen abgewonnen habe und daß er gerade heute von ihm viel wichtigeren Dingen in Anspruch genommen sei, als Jenem die Zeit zu vertreiben, falls es etwa in dessen Absicht läge, sich hier länger aufzuhalten.

Seine erste Frage war deshalb auch, nachdem er die umfangliche Umarmung erwidert hatte:

„Was führt Dich hierher? Wohin willst Du eigentlich?“

Dem Legationssecretär war die kleine Befangenheit des Veters augenscheinlich entgangen; er mochte wirklich recht froh sein, hier eine bekannte Seele gefunden zu haben.

„Das war eine Reise, Max,“ rief er, halb kläglich, halb lustig in dem Gefühle oder der Hoffnung, nun wohl das Schlimmste überstanden zu haben, aus, — „die ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen werde! Obgleich ich in meiner dienstlichen Eigenschaft reiste, habe ich mich fast fortwährend mit einer hölzernen Bank dritter Wagenklasse einrichten und unter rauchenden und singenden Musiketieren zubringen müssen, — und dann immer wieder stundenlanger Aufenthalt, wenn die Bahn von anderen Zügen besetzt war, Ersatztruppen, Gefangenen, Kriegsmaterial aller Art, — Stationen, auf denen man für schweres Geld Nichts zu essen und zu trinken bekommen konnte! — Auf Ehre! ich bin von Berlin seit drei Tagen unterwegs und wie gerädert an Leib und Seele! — Ich halte es nicht länger mehr so aus, ich muß mich hier gründlich ausruhen!“

„Aber was, um alle Welt, bringt Dich hierher? Wohin willst Du?“ fragte der Premierlieutenant, der über die Jeremia-

den seines wirklich etwas angegriffen aussehenden Betters lächeln mußte, zumal wenn er an die Strapazen dachte, die er selbst und wohl in noch etwas höherem Maße ausgehalten hatte, ohne darüber auch nur ein Wort der Klage oder Beschwerde zu verlieren.

„Wohin ich will? Denkst Du, daß ich unter solchen Umständen zu meinem Vergnügen reisen werde? — Ich bin nach Versailles beordert worden, habe einen ganzen Actenstoß in meinem Koffer, — wichtige politische Sachen, wie Du Dir natürlich denken kannst. Direct zu Bismarck! — aber das sind amtliche Geheimnisse, die Dich nicht weiter interessieren können.“

„Wenn sie nicht den Frieden mit sich bringen, gewiß nicht! Da sie aber so wichtig sind, wirst Du Deine Reise wohl sehr bald wieder fortsetzen müssen?“

„Morgen jedenfalls, — bis dahin muß es Zeit haben, Ich hoffe, hier auch noch ein Privatgeschäft erledigen zu können.“

„Hier?“ fragte der Premierlieutenant etwas gedehnt.

„Lieber Bette, wenn Du nicht im Begriffe bist, mit irgend einem Zuge sofort das Weite zu suchen,“ meinte Herr von der Hagen, ihn unter den Arm fassend, — „so thue mir den Gefallen, setz mit mir in den Wagen zu steigen und nach dem ersten besten Hôtel zu fahren. Oder hast Du etwa eine bequeme Wohnung, in die Du mich aufnehmen könntest? Was machst Du denn überhaupt hier in Saarbrücken, den ich irgendwo im Felde vermuthete?“

„Ich bin hier im Lazarethe, — kein geeigneter Platz für Dich, — das ich aber morgen schon zu verlassen gedenke, um in den Dienst zurückzukehren, — ich weiß nicht, wohin.“

„Ah, Du warst verwundet?“

„Nichts weiter von Bedeutung; wie Du siehst, bin ich wieder wohl auf. Gut, ich werde Dich nach der Stadt zurückbegleiten, aber leider muß ich Dich dann Deinem eigenen Schicksale überlassen, denn ich bin heute wirklich noch durch sehr wichtige Dinge in Anspruch genommen.“

Herr von der Hagen blickte seinen Bette etwas verwundert von der Seite an, May war aber entschlossen, sein Vertrauen nicht weiter zu eröffnen und sich möglichst bald wieder von dieser

Gesellschaft zu befreien, die ihm heute unverhältnißmäßig lästiger war wie sonst jemals.

Die beiden Herren stiegen in den Wagen und fuhren nach der Stadt.

„Es ist sehr schade,“ meinte der Legationssecretair ein wenig empfindlich, — „daß Du so pressirt zu sein scheinst, denn Deine guten Dienste wären mir vielleicht gerade von großem Nutzen geworden.“

„Die meinigen? — Du verlangst doch nicht, daß ich mit Deinen Actenstücken Courier nach Versailles reiten solle? — Aber ich stehe Dir gern zu Diensten, so weit es eben in meinen Kräften stehen dürfte.“

„Ach, es handelte sich nur darum, Jemand hier ausfindig zu machen, einen Kameraden von Dir, der sich hier ebenfalls in einem Lazareth befinden soll.“

„Sein Name?“

„Blos ein schlichter bürgerlicher — ein Reserve- oder Landwehroffizier! — Bornemann!“

Mar zuckte zusammen; so wenig er begriff, was der Legationssecretair mit Carl Bornemaen zu thun haben könne, so sah er doch nun eine Störung seiner eigenen Angelegenheit voraus, die ihm höchst fatal erschien.

„Da hätten wir gerade denselben Weg,“ sagte er, seine Betroffenheit so gut als möglich unterdrückend; — „der Lieutenant Bornemann — es ist wohl kaum anzunehmen, daß hier noch ein anderer Verwundeter desselben Namens existire, — befindet sich mit mir in einem Hause; er ist sogar ein specieller Freund von mir.“

Herr von der Hagen fuhr lebhaft auf.

„Dann kennst Du auch seine Schwester, die sich schon seit einigen Wochen zu seiner Pflege hier befindet?“

Jetzt entfarbte sich Mar von Hellsdorff, während er den Legationssecretair groß anstarrte, so auffällig, daß Dieser doch darauf aufmerksam werden mußte, — und er war eben gelernter Diplomat, deshalb setzte er die wahre Lage der Dinge schneller voraus, wie es wohl ein Anderer vermocht hätte, und hielt es sogleich für nothwendig, sehr auf seiner Huth zu sein.

„Ja, ich habe das Glück gehabt, ihre Bekanntschaft zu

machen," erwiderte Max, in dem sich, bei aller Achtung, die er vor Frida hegte, ein Gefühl wie Eifersucht zu regen begann, — „aber ich kann Dich versichern, daß ich von den Geschwistern Bornemann nie Deinen Namen nennen hörte.“

Der Legationssecretair war auch in einige Verlegenheit gekommen, mußte dieselbe aber schnell zu überwinden.

„Das ist sehr erklärlich," meinte er; — „der Lieutenant ist mir gänzlich unbekannt und meine Bekanntschaft mit der jungen Dame eigentlich auch nur eine flüchtige.“

„Und sie hat Dich dennoch bewogen, Deine Reise hier zu unterbrechen, um Fräulein Bornemann zu begrüßen?“

„Ich glaube gar, daß Du eifersüchtig zu sein Lust hast, Vetter Hellsdorff!" rief der Legationssecretair mit einem Lachen, dem man doch das Gezwungene anhören konnte. „Beruhige Dich, ich suchte eigentlich weniger die junge Dame wie ihre Tante, eine sehr würdige Frau, die ich in Berlin durch dritte Personen kennen lernte; verlasse Dich darauf, daß es eine ganz unverfängliche Geschichte ist.“

„Es hätte dieser Versicherung nicht bedurft, da es sich um Fräulein Frida Bornemann handelt," entgegnete Max mit einem so tiefen Ernste, daß Herr von der Hagen nun seinerseits unruhig wurde. „Die Tante ist übrigens bereits nach Berlin zurückgekehrt.“

„Unmöglich! ich komme ja von dort!"

„Und doch gewiß! — Ihr müßt Euch verfehlt haben.“

Es lag etwas Gereiztes in dem Tone des Premierlieutenants; er hatte Frau Virginie von einer so wenig vortheilhaften Seite kennen gelernt, daß er es nun einigermaßen erklärlich fand, daß sie von seinem guten Vetter, dessen Leichtlebigkeit ihm nicht unbekannt war, hier gesucht wurde, daß derselbe aber auch an Frida Bornemann ein Interesse kundgegeben, erschien ihm bei Alledem wie eine Art Beleidigung gegen die Letztere.

Der Legationssecretair verstand dies Alles vollkommen; auch seine Eifersucht flammte gegen Max auf, aber er kannte dessen Charakter so weit, daß er es nicht für rätlich befand, sich mit ihm zu brouilliren, zumal er noch immer nicht recht zu beurtheilen vermochte, welche Grenzen seine Bekanntschaft mit Frida

Bornemann innegehalten hätten; er wünschte sehr lebhaft, dies zu erfahren.

Den sanftesten und gleichzeitig leichtesten Ton annehmend, erzählte er, wie er Frau Virginie in den Circeln der Präsidentin von Dollenbeck kennen gelernt habe und durch sie ihre Nichte; beim besten Willen konnte er nicht behaupten, daß Frida ihm irgend welche Hoffnungen gegeben habe, und um sich, für alle Fälle, nicht selbst zu compromittiren, gab er zwar zu, daß er in ihr eine sehr liebenswürdige Dame gefunden, leugnete aber jedes tiefere Interesse für sie, — ja, er ließ sogar hindurchfühlen, daß er an eine solche Verbindung, die doch mehr oder weniger als eine Mezalliance zu betrachten sein würde, gar nicht gedacht habe.

Wurde Max von Hellborff durch diese letztere Auffassung auch etwas unangenehm berührt, so war er im Ganzen doch mit der Erklärung seines Vettters zufrieden.

Es ließ sich nun einmal nicht ändern, er mußte denselben Frida und ihrem Bruder vorstellen; wenn er sich dessen gewei- gert haben würde, worauf Herr von der Hagen nicht verzichtete, obgleich er die Abwesenheit Frau Virginie's erfahren hatte, so wäre er wohl in den Verdacht einer lächerlichen und unberech- tigten Eifersucht gekommen.

Daß der Legationssecretair die Gelegenheit seiner dienstlichen Reise zu einem Aufenthalte in Saarbrücken wahrgenommen hatte, um Frida, und nicht um Frau Virginie zu sehen, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung; die Hoffnungen, die er auf Marie von Dollenbeck gesetzt hatte, waren neuerdings im vollständigen Schwinden begriffen und die reiche Kaufmannstochter deshalb in seinen Augen bedeutend im Werthe gestiegen; sich auf die Mit- hülfe Frau Virginie's verlassend, hatte er Frida, die zur Zeit des Schutzes und Rathes der Ihrigen entbehrte, förmlich zu überrumpeln gedacht, Carl Bornemann zog er nicht weiter in Betracht, da er ihn noch für sehr krank hielt, — und die Ent- täuschung, auf die er nun stieß, war ihm äußerst unangenehm; jedenfalls wünschte er seinen guten Vetter jetzt ebenso weit fort, wie dieser ihn.

Aus Maxen's Aeußerungen ging ihm nun wohl hervor, daß derselbe eine ernstliche Neigung zu Frida gefaßt habe, aber nicht, ob dieselbe auch von ihr erwidert werde. So wollte er

Jenem denn nicht ohne Weiteres den Platz räumen und schmei-
gelte sich stark mit der Hoffnung, vielleicht gerade zur rechten
Zeit hierher gekommen zu sein, um seine alten Rechte, die er selbst
als auf äußerst schwachen Füßen stehend erkennen mußte, den,
wie es schien, neueren Max von Helldorff's gegenüber wieder
zur Geltung zu bringen.

Sinstweilen hütete er sich aber wohl, sich darauf zu berufen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Verlobung.

Herrn von der Hagen war es in mehr als einer Beziehung
sehr willkommen gewesen, daß er den Auftrag erhielt, sich in
Geschäften, die übrigens bei Weitem nicht so bedeutungsvoll
waren, wie er seinem Vetter Helldorff glauben machen wollte,
nach Versailles zu begeben. Er entging dadurch, für einige Zeit
wenigstens, dem Drängen seiner Gläubiger, und des Verhält-
nisses zu dem Dollenbeck'schen Hause war er nachgerade auch
überdrüssig geworden, da es so gänzlich aussichtslos erscheinen
mußte.

Marie hatte sich unter der sorgfältigsten ärztlichen Behand-
lung und Pflege Fräulein Hübner's wieder erholt und die Letz-
tere dann noch eine sehr ernste Besprechung mit Frau von Dollen-
beck gehabt. Während der langsamen Genesung des jungen
Mädchens konnte es nicht an vielfacher Gelegenheit fehlen, daß
sie sich mit ihrer alten Freundin, die ihr jetzt wieder einen so
überzeugenden Beweis von opferwilliger Anhänglichkeit gab, ganz
offen und vollständig aussprach, sobald es Fräulein Hübner ge-
lungen war, sie über die vorläufigen Absichten der Präsidentin
wenigstens zu beruhigen.

Dem Verhältnisse zu Carl Bornemann rücksichtslos das Wort